Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 35

Artikel: Internierte im Bergtal
Autor: Felber, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757628

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Internierte im Bergtal

Von Eugen Felber

In unser stilles, grünes Bergtal hat das Verhängnis des Krieges einige hundert Internierte, erbarmungswürdiges menschliches Strandgut der Zeit, geschleudert. An einem dunklen, regenschweren Frühsommerabend rückten sie, schwer beladen und mit müden, schlaffen Gesichtern, im hintersten Dorfe des Tales an, und wir standen scheu und betreten vor unsern Häusern und sahen zu, wie sie auf dem kleinen Platz vor der Kirche niederhockten und ihre Säcke von der Schulter gleiten ließen, als entledigten sie sich alles Ungemachs und Elends ihres Schicksals. Dann verkrochen sie sich in die Scheunen, die man für sie ausersehen hatte, und die Unsrigen erzählten, die Fremden hätten in dieser ersten Nacht schwer geträumt, und von Zeit zu Zeit habe einer im Schlaf oder im Wachen vor sich her gestöhnt oder geschrien, als hätte ihn der Alpdruck wüster Gesichte noch hierher in unser friedliches Tal verfolgt.

Dann aber lernten sie sich in den stillen Gang unseres einfachen, ruhigen Lebens fügen, und einige von uns, die ihre Sprache radebrechen, bemühten sich, von ihren Schicksalen und Erlebnissen zu erfahren, kleine bescheidene Wünsche von ihnen entgegenzunehmen und zu erfüllen zu suchen, ihnen Ratschläge zu erteilen oder ganz einfach mit ihnen zu plaudern, wie es der Tag bringt. Und sie hatten angefangen, sich bei uns einigermaßen wohlzufühlen, obwohl sie unsere Sprache und unsere Eigenarten nicht verstehen und trotzdem sie immer wieder das große Heimweh anfiel, das auch unser Teil ist. Manchmal, wenn sie uns gegen geringes Entgelt bei unserer mühseligen Arbeit in unseren Höfen, auf unseren Feldern und Weiden, auf unseren magern und steinigen Aeckern und in unseren Forsten halfen, hielten sie plötzlich inne in ihrem fleißigen Tun, weil das große Weh sie jählings packte. Dann standen sie lange, auf den Karst oder die Sense gestützt, unbeweglich, und stierten vor sich nieder oder blickten hinauf zum Grat, über den die Wolken zu jener Zeit ohne Ende Gewitter und Regenstürze herantrugen, und die Wolken waren ja auch über ihr armes Land hinweggegangen, und es war, als ob sie dort das Unheil, mit denen sie trächtig gingen, aufgesogen hätten.

Einigen von uns vertrauten sie es an, was sie am schwersten bedrückte und viele zu abenteuerlichen Plänen reizte: Sie wußten kaum etwas von ihrem Eigen, nichts von ihren Leuten, nichts von ihrem Haus. Wir suchten sie zu trösten, aber es war, wenn wir von diesem Ungewissen sprechen wollten, als verstünden sie uns nicht, als sähen sie durch uns hindurch, so daß wir verlegen verstummten. Und wir verstanden, daß sie wohl ihr bedrängtes Herz auszuschütten begehrten, nicht aber unsern Trost hören wollten, denn ihr Schicksal hatte in jene Tiefen der Seele eingeschlagen, in die der freundliche und mitleidige Zuspruch nur langsam oder nie eindringt. Unser Tal, ihre Zuflucht konnte sie auch vor neuen Schlägen nicht bewahren; denn nun kamen allmählich doch die Nachrichten herauf, der elektrische Draht knisterte von menschlichem Schicksal, Heil und Unheil, und während der eine erfuhr, daß die Seinen wie in einer Arche die große Sintflut des Krieges überstanden hätten, schmetterte seinen Kameraden die Botschaft nieder, seine Leute seien von den Trümmern ihres Hauses begraben, und alles sei aus — die ganze Nacht hörten wir ihn schreien, und wir drückten unsere weinenden Gesichter in die Kissen und fürchteten für seinen Verstand. Am andern Morgen ging er stumm, ohne Gruß und mit erloschenem Blick an uns vorbei, und wir wichen ihm aus, elendigliches Versagen in uns vor einem also gezeichneten und grausam verlorenen Menschen. Seine Kameraden, wenn wir sie über ihn ausfragten, schüttelten nur den Kopf, und wer wußte, was i h r e r noch harrte!

Solcher Art war das Leid, das dieser entsetzliche Krieg in unser stilles, friedliches Bergtal heraufgeschwemmt, mit dem er unser einfaches, weltverlorenes Leben überflutet hatte. Wir aber hatten die Unglücklichen gleichsam in unsere schlichte Gemeinschaft aufgenommen, wenn auch zwischen ihnen und uns immer die Fremdheit ihres Erlebens, die Wucht ihres Schicksals, die Schwermut ihrer Seelen stand. Ihrer einige nannten wir beim Vornamen, ihrer einige hatten wir, angesichts einer körperlichen Eigenart oder ihres Gebarens, mit harmlosen Spitznamen bedacht, wie wir zu tun pflegen, wenn Gäste in unser Tal kommen, deren Namen wir nicht wissen. Jedenfalls hatten wir uns an sie gewöhnt, als plötzlich das Gerücht umlief, sie würden uns bald wieder verlassen, müßten irgendwo drüben hinter ein paar Bergzügen, wo sie mehr Arbeit vorfänden, neue Unterkunft beziehen. Uns tat es leid, und auch sie schienen von diesem Abschied gerührt zu sein, und eines Tages sah man sie ein merkwürdiges Unternehmen ausführen.

Sie begaben sich in geschlossenen Gruppen auf ein Trümmerfeld — man muß wissen, daß ein Felssturz vor einigen Jahrzehnten eine wüste Wunde in unser Tal gerissen und eine Flanke des Berges bis zum schäumenden Bach auf der Talsohle mit Felsbrocken, Geröll und Schlamm überzogen hat — und legten mitten durch die Steinwüste ein Straßenbett, sorglich Stein um Stein nebeneinander schichtend und verfestigend, so daß der Bauer am Berghang mit seinen Tieren und Fahrzeugen jetzt mitten durch das Trümmerwirrsal auf die Talstraße gelangen kann. Dann aber vereinigten sie sich dicht neben der Straße, mitten im Trümmerfeld, zu einem geheimnisvollen Tun, über das sie, wenn man sie neugierig fragte, keine Auskunft gaben. Sie lächelten leis und waren aufgeregt, denn der Tag der Abreise war nahe, wie wir später sahen, und ihre Führer feuerten sie zur Eile an. Da bemerkten wir staunend, wie sie in den Trümmern herumliefen und Steine herumschleppten, die andere zurechtschlugen und wieder andere aufeinander schichteten, so daß ein genau nach Maß gearbeitetes, nach oben sich verjüngendes Steinmal entstand, das, übermannsgroß und in schlichten Umrissen, sich ernst und schwermütig in einem Weiherchen spiegelt, um das ein mit Steinplatten und Steinstufen belegter Pfad führt. «Auf daß ihr immer wieder an uns denkt», sagten sie lächelnd, als wir sie in unserer Einfalt nach der Bedeutung dieses Steinmals fragten.

Ja, wir denken oft an sie, die das Verhängnis des Krieges in unser friedliches Tal heraufgeschlagen hatte, die unsere abgeschiedene Welt mit dem Jammer des großen Geschehens, mit dem unsäglichen Leid eines ungeheuren Schicksals erfüllt hatten. Wir denken an sie, wenn wir unsere Freunde zu dem seltsamsten aller Denkmäler führen und mit ihnen in wortkarger Zwiesprache auf dem Mäuerchen sitzen, zu dem sich das Steinmal an seinem Sockel verbreitert. Und wie sollten wir ihrer nicht gedenken, die uns aus Trümmern eine Straße gelegt und ein Mal aufgerichtet haben, und derer in der Heimat eine zerschlagene, zertrümmerte Welt harrt, die sie mit blutendem Herzen wieder aufbauen müssen! Ja, uns einfache Menschen überkommt, wenn wir mit ineinandergelegten Händen auf dem Sockel unseres Denkmals kauern, oft die Ahnung, daß es nicht nur jenen fernen Unglücklichen, sondern vielleicht uns allen, auch uns scheinbar Wohlbehüteten, auferlegt ist, durch die Wüsten des Daseins immer wieder neue Wege zu legen und aus den Trümmern der Verhängnisse und der großen Felsstürze Denkmäler zu errichten, damit wir die Richtung unseres Lebens erkennen, indem wir auf jene zurückblicken.